

Winkler, Hartmut: Übertragen - Post, Transport, Metapher.
In: Fohrmann, Jürgen (Hg.): Rhetorik. Figuration und Performanz.
Stuttgart/Weimar 2004, S. 283-294.

Übertragen – Post, Transport, Metapher

HARTMUT WINKLER (Paderborn)

I.

Von den Urszenen der Post bis hin zum Sender-Empfänger-Modell, und von Telegraph, Telephon und Nachrichtentechnik bis zum Filetransfer – im Mittelpunkt zumindest unserer Alltagsvorstellung der Medien stehen *Übertragung* und *Bote*. Medien übertragen Botschaften, Medien sind Medien der Übertragung; und Medienwissenschaft beginnt dort, wo sich die Aufmerksamkeit von der Botschaft ab- und der Übertragung selbst zuwendet.

Evidenzen aber sind trügerisch, dies hat die fundierte Kritik am Sender-Empfänger-Modell gezeigt. Gemessen an einem komplexen Medienkonzept erscheint die Vorstellung, mediale Vorgänge funktionierten nach dem Versandprinzip, technizistisch und in naiver Weise auf materielle Vorgänge eingegrenzt. In ihrer Grundannahme rettungslos bilateral droht sie fast alles zu verfehlen, was an den Medien tatsächlich interessant ist: die Ausbildung komplexer Netzstrukturen, den Beitrag der Medien zur Vergesellschaftung, die Herausbildung von Wissensordnungen, jede Überlegung zu Code und Semantik usf. Kann man eine Diskothek sinnvoll als den Ort einer ›übertragenen Botschaft‹ beschreiben?

Vielleicht aber läßt sich das Konzept der Übertragung dennoch verwenden. Und mehr: Der Begriff könnte möglicherweise leisten, was auf andere Weise kaum zu haben ist; wenn Medien nicht der ›Kommunikation‹ dienen oder zumindest meist nicht der Kommunikation ›Anwesender‹, wenn sehr viel typischer die Überwindung geographischer Distanzen ist, die Zeitversetzung zwischen Produktion und Rezeption, der Aspekt des *Archivs* und der Bezug auf die Technik – wenn all diese irritierenden Bestimmungen nicht ihrerseits in technizistisch-reduzierte Konzepte münden sollen, dann könnte die ›Übertragung‹ weiterhelfen.

Allerdings eine erweiterte Übertragung. Auszunutzen wäre die Tatsache, daß der Begriff schillert. Er tritt auf, wie gesagt, in der Post- und Nachrichtentechnik, wo es um Adressen, Laufzeiten und Störgrößen geht; daneben in der Ökonomie, etwa wenn im Tausch Eigentum übertragen wird¹, und ebenso in

1 Debray, Régis: *Transmitting Culture*. New York, Chichester (West Sussex) 2000, S. 1 (OA., frz.: 1997).

der Psychoanalyse; dort bezeichnet ›Übertragung‹ den Kern der analytischen Kur, die Übertragung des psychischen Konflikts in die aktuelle Situation zwischen Arzt und Patient. Man kann Krankheiten übertragen und physische Kräfte.² Vor allem aber tritt er auf in der Theorie der *Metapher*, die den Hinweis – metaphérein heißt übertragen – bereits im Namen trägt. Und die Metapher, dies sei im Vorgriff gesagt, ist ein Mechanismus, der tief in die Struktur semantischer Probleme führt.³

Wenn dergleichen Polysemie nicht in die Irre geht, dann scheint eine Möglichkeit auf, Medienaspekte, die bis dahin strikt getrennt erschienen, in Kontakt zu bringen. Denn wer hätte gedacht, daß physischer Transport und z. B. die Signifikatbildung überhaupt miteinander zu tun hätten, daß es möglich sei, sie in anschlußfähigen Termen zu diskutieren? Wir sind es gewöhnt, die Debatte um die Medien sauber in ›Ebenen‹ zu trennen; die Ebene des Institutionellen verweisen wir an die Soziologie, die Ebene der Bedeutung an die Semiotik.⁴ Nur wenn man mit dieser Lösung unzufrieden ist, wird man sich für alternative Ansätze überhaupt interessieren. Die Ebenen der Medienwissenschaft sind Konstrukte. So etabliert sie sind, in so klarer Weise verstellen sie den Blick auf jene Interdependenz *zwischen* den Medienaspekten, die den Gegenstand aller avancierteren Medientheorien bildet. Medien sind nicht einerseits Hardware und ›gleichzeitig‹ Handlungsraum, Träger von Bedeutung und ›daneben‹ Wirtschaftsgut. Sie sind all dies tatsächlich in einem. Und die Theorie, denke ich, muß den Raum zwischen den Ebenen zu beschreiben versuchen.

II.

»Im Anfang, im Prinzip war die Post,
und darüber werde ich niemals hinwegkommen.«
(Derrida, Postkarte, S. 39)

Beginnen wir mit der Post. Bernhard Siegert ist es gelungen, diese Institution einer reduziert institutionengeschichtlichen Betrachtung zu entreißen und sie für die Theorie zurückzugewinnen. In seinem Buch *Relais*, das 1993 erschien⁵,

2 R. Debray: *Transmitting Culture* (s. Anm. 1), S. 7, S. 1.

3 Dank an Geoffrey Winthrop-Young, dessen brillanter Text »Going Postal to Deliver Subjects: Remarks on a German Postal Apriori« Ausgangspunkt meiner Überlegung ist (erscheint in: *Angelaki. Journal of the Theoretical Humanities* (2003)); für den Gang meines Arguments allerdings trifft W.-Y. keine Verantwortung...

4 »The edifice of signs divides into the three levels of the physical (the technological), semantic and political. [...] Its study has been up to the present day partitioned into air-tight disciplines«; »we are quite ill-prepared to deal with crossings and composites.« (Debray, Régis: *Media Manifestos. On the technological transmission of cultural forms*. London, NY 1996, S. 17 [OA., frz.: 1994]).

5 Siegert, Bernhard: *Relais. Geschicke der Literatur als Epoche der Post*. Berlin 1993.

kann er zeigen, daß die Post als eine gesellschaftliche Implementierung nicht eigentlich Kommunikationsnetze bereitstellt oder Kommunikationsakte ›vermittelt‹. Durch eine aktive Postpolitik vielmehr, und insbesondere durch eine gezielte, drastische Verminderung des Portos um 1840 wurden überhaupt erst jene Verkehrsfrequenzen *erzeugt*, die für einen wirtschaftlichen Betrieb des Systems nötig sind⁶; der Staat selbst also, dies belegt Siegert mit einer Vielzahl von Materialien, war an der Steigerung des Verkehrs interessiert; mit den Postwegen entstand das erste jener medialen Adernetze, die für eine gesellschaftliche Integration zunächst auf nationaler und dann auf internationaler Ebene sorgen.

Der zweite wirklich schlagende Punkt bei Siegert ist, daß mit dem Postsystem die Position der kommunizierenden Subjekte auf neue Weise definiert wird. Um für den Postboten erreichbar zu sein, müssen die Subjekte über eine Adresse verfügen; das Postsystem fixiert die Subjekte an bestimmten Orten und macht sie auffindbar, was Siegert mit den Disziplinierungs- und Anti-Vagabondagestrategien, die Foucault untersucht hat, in Verbindung bringt. Die Entwicklung des Postsystems geht mit derjenigen des polizeilichen Meldewesens Hand in Hand, wobei die Besonderheit wäre, daß das Postsystem nicht mit repressiven Mitteln durchgesetzt werden muß, weil es auf die Kommunikationsbedürfnisse der Betroffenen selbst sich stützen kann. Dennoch war der Eingriff als Eingriff fühlbar:

Vom Marquis von Londonderry erhielt der Postmaster-General [...] die indignierte Anfrage zurück, ob der PGM tatsächlich erwarte, daß er, der Marquis, einen Schlitz in seine Mahagony-Tür säge.⁷

Hintergrund bei Siegert ist die Geschichtsauffassung Foucaults. Foucault hat in verschiedenen seiner Texte die Tatsache beschrieben, daß die Ausübung von Herrschaft das Mittel direkter Repression hinter sich läßt und auf eine Ebene struktureller, fast möchte man sagen: infrastruktureller Anordnungen wechselt. Mit dem Regime der Disziplinen und dann der *Gouvernementalität*⁸ dringt die Macht in die Alltagsvollzüge und die Subjektstrukturen vor; Teilhabe am gesellschaftlichen Prozeß bedeutet zunehmend, an die Systeme der gesellschaftlichen Zirkulation angeschlossen zu sein; und gleichzeitig eben sind es die Netze selbst, summiert Siegert, die den Ort angeben, »an dem allein die durch ihre Funktion im Diskurs bezeichneten Subjekte existieren.«⁹

Was bei Foucault Geschichts-, Gesellschafts- und Kulturtheorie ist, deutet Siegert im engeren Sinn medientechnisch und medienhistorisch aus, mit der Konsequenz, auch hier den Anschein einer freiwilligen Teilhabe zu demontieren. In der jeweils konkreten historischen Medienlage sieht er den Rahmen

6 Ebd., S. 110 ff.

7 Ebd., S. 125 f.

8 Foucault, Michel: »Die ›Gouvernementalität‹«. In: Bröckling, Ulrich et al. (Hg.): *Gouvernementalität der Gegenwart*. Frankfurt/M. 2000, S. 41–67 (OA., frz.: 1978).

9 B. Siegert: *Relais* (s. Anm. 5), S. 84.

nicht nur für die Projekte der Literatur, die bereits sein Untertitel polemisch auf eine ›Epoche der Post‹ reduziert, sondern für Kommunikation, und weitergehend die gesellschaftlichen Prozesse insgesamt. Dies ist der Grund für Siegert, von einem postalisch-historischen ›Apriori‹ zu sprechen.¹⁰

III.

»Du begreifst, im Inneren jedes Zeichens [...] gibt es die Entfernung, die Post.«
(Derrida, Postkarte, S. 39)

Doch Aufmerksamkeit verdient die Post noch aus einem zweiten, andersgerteten Grund: Derrida nämlich hat in verschiedenen seiner Texte und am deutlichsten wohl in »Signatur, Ereignis, Kontext«¹¹ den Gedanken vertreten, daß *das Zeichen selbst sich seiner Verschickung verdankt*. Derrida sieht das Zeichen dadurch bestimmt, daß es seinen Kontext wechseln kann – und wechseln können muß –, will es als Zeichen funktionieren. Die These bezieht sich zunächst auf das schriftliche Zeichen; hier sind bereits Produktion und Rezeption zeitlich und räumlich entkoppelt, das Zeichen muß in der Lage sein, diese Kluft zu überbrücken:

Ein schriftliches Zeichen (signe) im geläufigen Sinne dieses Wortes ist also ein Zeichen (marque), das bestehen bleibt, das sich nicht in der Gegenwart seiner Einschreibung erschöpft und die Gelegenheit zu einer Iteration bietet, auch in Abwesenheit des empirisch festlegbaren Subjekts, das es in einem gegebenen Kontext hervorgebracht oder produziert hat und über seine Anwesenheit hinaus.¹²

Da Produktions- und Rezeptionskontext auseinanderfallen, muß das Zeichen von der Situation und vom Kontext sich in gewissem Maße ablösen.

Gleichzeitig enthält ein schriftliches Zeichen die Kraft eines Bruches mit seinem Kontext, das heißt mit der Gesamtheit von Anwesenheiten, die das Moment seiner Einschreibung organisieren.¹³

Zweite basale Bestimmung des Zeichens ist seine Wiederholbarkeit. Dies bedeutet ebenfalls, daß das Zeichen in unterschiedliche Kontexte eintritt:

wenn nun den semiotischen und internen Kontext betrifft, so ist die Kraft des Bruchs keineswegs geringer: aufgrund seiner wesentlichen Iterierbarkeit kann man ein schriftliches Syntagma aus der Verkettung, in der es gegeben oder eingefaßt ist, immer herauslösen, ohne daß ihm dabei alle Möglichkeiten des Funktionierens, wenn nicht eben alle Möglichkeiten von ›Kommunikation‹, verlorengehen. [...] Kein Kontext kann es einschließen. Auch kein Code, wobei der Code hier zugleich

10 Ebd., S. 10; dieses ›Apriori‹ vor allem greift Winthrop-Young in seinem Text an.

11 Derrida, Jacques: »Signatur Ereignis Kontext«. In: ders.: *Randgänge der Philosophie*. Wien 1988, S. 291–314 (OA., frz.: 1972).

12 Ebd., S. 300.

13 Ebd.

die Möglichkeit und die Unmöglichkeit der Schrift, ihrer wesentlichen Iterierbarkeit (Wiederholung, Andersheit) ist.¹⁴

Der enge Rahmen von Sender und Empfänger ist damit überschritten; beide sind nur Teil einer unendlichen Kette von Wiederholungsakten, die sie nicht überschauen oder kontrollieren können; Zeichen werden von Kontext zu Kontext verschickt oder übertragen, Zeichen sind insofern immer Telekommunikation. Daß sie auf Kontexte verweisen, die im Moment ihrer Aktualisierung nicht zur Verfügung stehen, macht ihren eigentümlich fremden Charakter aus.

IV.

*»Denn schließlich, man müßte recht zutraulich sein zu diesem Wert der ›Metapher‹ und zu ihrem ganzen Bereich [...], um auf diese Weise die Figur der Post zu behandeln.«
(Derrida, Postkarte, S. 82)*

In der Metapher nun, so könnte man sagen, kommt dieser Mechanismus zu sich selbst. Wenn das Alltagsbewußtsein von einer ›übertragenen‹ Bedeutung spricht, wäre zunächst zu klären, was wohin übertragen wird und in welchem Sinne. Handelt es sich, wenn man die Bedeutung hier ›übertragen‹ nennt, selbst um eine Metapher? Oder läßt sich ein Bezug zurück auf materielle Mechanismen, auf Post, Transport und Kontextwechsel zeigen?

Innerhalb der Metaphertheorie hat es eine Entwicklung gegeben, die die Metapher Schritt für Schritt von Invention und Intuition abgelöst, und zunehmend kühl als einen Mechanismus, eine materielle Operation im Material der Sprache, beschrieben hat. Eine wichtige Zwischenstation auf diesem Weg war der berühmte Text Max Blacks von 1954.¹⁵ Black geht aus von der Erfahrung, daß die Metapher eine Art Zusammenprall inszeniert. Wo die traditionellen Ansätze behaupteten, die Metapher beinhalte einen Vergleich bzw. der metaphorische Ausdruck substituere einen eigentlichen, wörtlichen Ausdruck im Text¹⁶, schlägt Black vor, die Metapher als eine ›Interaktion‹ neu zu beschreiben.¹⁷ Die Tatsache, daß das metaphorische Element semantisch nicht in seinen Kontext paßt, zwingt dazu, das Element mit seinem Kontext abzuglei-

14 Ebd.

15 Black, Max: »Die Metapher«. In: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1983, S. 55-79.

16 »Metapher [...]. Sie steht zu dem von ihr ersetzten eigentlichen Ausdruck nicht, wie die Synekdoche, in einer Teil-Ganzes-Relation und auch nicht, wie die Metonymie, in einer realen Beziehung qualitativer Art, sondern beruht auf einer Abbild- oder Ähnlichkeitsrelation; die Rhetorik der Antike hat deshalb die M. als verkürzten Vergleich aufgefaßt, neuere M.-theorien bieten andere Erklärungen.« (*Metzler Lexikon Literatur und Kulturtheorie*. Stuttgart, Weimar 1998, S. 363).

17 Der Grundgedanke der Interaktionstheorie geht auf I. A. Richards zurück (ebd., S. 364).

chen; Metapher und Kontext ›interagieren‹; nur auf diese Weise kann das Rätsel gelöst und die Metapher verstanden werden.

Unmittelbarer Vorteil dieser Sichtweise ist, daß sowohl die Metapher als auch ihr Kontext materiell – de Saussure würde sagen: ›in praesentia‹ – vorhanden sind. Damit geht die Aufmerksamkeit von der Ebene der Inhalte auf die Ebene des Textes selbst über; es geht um die semantische Beziehung zweier syntagmatisch gereihter Elemente, und nicht wie in der Substitutionsthese um ein Element, das, eben weil substituiert, selbst abwesend ist und über das letztlich nur spekuliert werden kann.¹⁸

In welchem Sinne aber kann man in dieser Perspektive von einer ›Übertragung‹ sprechen?

Wenn die Metapher ›übertragen‹ wird, dann ja nicht innerhalb des Textes, sondern von einer semantischen Sphäre in die andere, bzw. genauer: von der semantischen Sphäre, in die der benutzte Ausdruck normalerweise gehört¹⁹, in einen Kontext, der dieser Sphäre mehr oder minder fremd ist. Die Gliederung des Wortschatzes in semantische Sphären aber wäre gerade nicht Teil des materiell anwesenden Textes. Sie wäre Teil der Sprachkompetenz und insofern – Saussure sagt: ›in absentia‹ – ins Dunkel der sprachkompetenten Köpfe verbannt.

Will man also beides haben, Blacks materielle ›Interaktion‹ und eine möglichst materiell gedeutete ›Übertragung‹ mit den Konnotationen von Post und Transport, wären meines Erachtens zwei Schritte nötig: zunächst der Rückgriff auf Derrida, der das Zeichen grundsätzlich über den materiellen Prozeß seiner Einsetzung in Kontexte bestimmt.

Und zweitens eine Theorie, die zumindest skizziert, was ›semantische Sphären‹ in Termen einer materialistischen Sprachtheorie sein könnten. Ich habe hierzu an anderer Stelle den Vorschlag gemacht, das semantische System als einen kumulierten Abzug über der unendlich großen Menge vergangener Sprachereignisse zu begreifen.²⁰ Sprachereignisse (Äußerungen, Texte) nähren das System der semantischen Verweise; Diskurs schlägt um in Struktur, und syntagmatische Nähe, dies ist der Kern meiner These, schlägt in paradigmatische Nähe um.

In der Folge wird man zwei Ebenen unterscheiden müssen: neben der Ebene der materiellen Texte ist eine zweite, nicht weniger materielle Ebene anzunehmen: die Ebene der semantischen Kompetenz, des *Codes*, lokalisiert im Gedächtnis der Sprachbenutzer, die an vergangenen Äußerungsereignissen teilgenommen haben. Auf diese Weise entsteht ein verändertes Bild von der Übertragung. ›Übertragen‹ würde tatsächlich jeder Begriff, er wird dem Code entnommen und eingestellt in einen jeweils aktuellen (und grundsätzlich ›fremden‹) Kontext. Und dies im Falle des wörtlichen wie des metaphorischen Ge-

18 Gegen die Substitutionstheorie sind auch andere Einwände möglich (siehe ebd.).

19 Man denke etwa an die Wortfelder Triers.

20 Winkler, Hartmut: *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer*. München 1997, S. 143–172.

brauchs. Als Besonderheit der Metapher bliebe übrig, daß der Kontext noch ein Stück fremder als im Normalfall ist.

V.

Die Vorstellung ist von Derrida ausgegangen und kommt auch bei Derrida wieder an: ging doch der Streit mit Searle gerade darum, ob zwischen dem wörtlichen Sprachgebrauch und dem ›parasitären‹ der Metapher überhaupt unterschieden werden kann²¹; Derrida hatte dies zu Searles Verblüffung verneint; er hatte sich über den Begriff des Parasitären lustig gemacht und die Metapher nicht als sekundär und ›abgeleitet‹, sondern als den basalen Mechanismus der Sprache überhaupt modelliert.

Die Instanz des Codes allerdings wird bei Derrida ausgespart, ja mehr noch: sie wird gezielt vermieden.²² Derrida *polemisiert* gegen den Code, und setzt *statt dessen* auf die Wiederholung, um die Behauptung seiner Stabilität und seiner scheinbaren Unabhängigkeit vom Diskurs zu unterminieren:

Eine vielleicht paradoxe Konsequenz dieses Rekurses auf die Iteration und auf den Code: letzten Endes die Ausschaltung der Autorität des Codes als geschlossenes System von Regeln; gleichzeitig die radikale Zerstörung eines jeden Kontextes als Protokoll des Codes. [...] Dies setzt nicht voraus, dass das Zeichen (*marque*) außerhalb von Kontext gilt, sondern im Gegenteil, dass es *nur Kontexte ohne absolutes Verankerungszentrum* gibt.²³

So plausibel dieser Vorbehalt ist, ich halte die Aussparung des Codes für eine Verkürzung und für korrekturbedürftig. Zunächst, weil auch die Wiederholung auf einen Ort der Niederlegung angewiesen ist, was Derrida zugesteht.²⁴ Zum zweiten und wichtiger aber, weil es m.E. gerade darum ginge, den Begriff des Codes, so »unsicher er erscheint«, an material-beschreibbare Mechanismen der Sprache zurückzubinden. Und drittens schließlich wäre von dem Archiv in den Köpfen (dem Code) eine Verbindung herzustellen zu jenen materiellen Archiven, die mit der Schrift entstehen, und die, wie Derrida beschreibt, eine Wiederbegegnung mit dem material-monumentalisierten Dokument erlauben.²⁵ Da diese Wiederbegegnung sich von anderen Typen der Wiederholung signifikant unterscheidet, erscheint es mir sinnvoll, weder Code noch Archiv auf Wiederholung zu reduzieren.

21 J. Derrida: »Signatur« (s. Anm. 11).

22 »[...] doch ziehe ich es vor, den Begriff des Codes, der mir unsicher erscheint, hier nicht zu sehr zu beanspruchen.« Ebd., S. 301.

23 Ebd., S. 298 f., 304 (Hervorh. H.W.).

24 »Sagen wir, dass eine gewisse Selbstidentität dieses Elements (Marke, Zeichen usw.) seine Erkennbarkeit und seine Wiederholung gestatten muß.« (Ebd.); ich habe die Konsequenzen dieses Zugeständnisses diskutiert in H. Winkler: *Docuverse* (s. Anm. 20), S. 281 ff.

25 J. Derrida: »Signatur« (s. Anm. 11), S. 298.

Was allerdings die Übertragung betrifft, eröffnet die Betonung der Wiederholung eine zusätzliche Perspektive: Nun wird deutlich, daß die Übertragung eine Übertragung von der Vergangenheit in die Gegenwart (und perspektivisch: die Zukunft) ist. Zumindest u. a. ist die Übertragung eine Maschine der Traditionsbildung²⁶; und in diesem Aspekt weniger Post als Flaschenpost...

VI.

»Wenn ich im Gegenteil das Postalische [...] denke ausgehend [...] von der Sprache und nicht umgekehrt [...], dann ist die Post nicht mehr eine bloße Metapher, sie ist sogar, als Ort aller Übertragungen und aller Korrespondenzen, die ›eigene‹ Möglichkeit jeder möglichen Rhetorik.«
(Derrida, Postkarte, S. 83)

Kehren wir zur Metapher zurück, so wäre nun zu prüfen, ob Blacks Begriff der ›Interaktion‹ zumindest abstrakt-modellhaft näher bestimmt werden kann. Behauptung war, daß zwei Segmente der syntagmatischen Kette – das metaphorische Element und sein Kontext, Black sagt: Focus und Frame – interagieren; die Auskunft, daß diese Interaktion im Kopf des Rezipienten stattfindet, wäre zunächst wenig befriedigend; möglicherweise aber hilft auch hier der Begriff der Übertragung weiter.

Meine These ist, daß Post-ähnliche Mechanismen auch innerhalb der syntagmatischen Kette selbst gezeigt werden können. Nun allerdings ist die Ebene zu wechseln; wenn Frame und Focus nämlich interagieren, dann nicht auf der Ebene der Begriffe selbst, sondern auf der Ebene ihrer *Bedeutungskomponenten*. Auf welche Weise man diese Komponenten faßt, ob als ›Merkmale‹, ›Seme‹ oder ›Konnotationen‹, ist umstritten, und zwar innerhalb der Metaphertheorie wie der allgemeinen Semantik²⁷; klar aber ist, daß die Metapher die Aufmerksamkeit dazu zwingt, auf die Ebene der Bedeutungskomponenten zu wechseln und diese mit dem Kontext abzugleichen: Bezeichnet man einen Menschen als einen ›Wolf‹, werden einzelne Bestimmungen des Wolfes in Anspruch genommen – etwa Macht, Rücksichtslosigkeit, Raub –, andere, und zwar gerade sehr zentrale Bestimmungen wie Tier, Vierbeiner, grau usw. aber werden ausgeblendet. Die Metapher ist durch diesen Mechanismus gekennzeichnet: Während der wörtliche Gebrauch eine relative Harmonie/Übereinstimmung solch zentraler Komponenten verlangt, lebt die Metapher vom

26 Dies ist der hauptsächliche Punkt in Debrays Begriff der Transmission.

27 Lyons, John: *Semantik*. Bd. I, München 1980, S. 327–345; innerhalb der Metaphertheorie scheint mir der Ansatz von Beardsley besonders weitreichend zu sein, der sich für den Begriff der Konnotationen entscheidet (Beardsley, Monroe C.: »Die metaphorische Verdrehung.« In: Haverkamp, Anselm (Hg.): *Theorie der Metapher*. Darmstadt 1983, S. 120–141); detailliert diskutiert habe ich diese Frage in: Winkler, Hartmut: »Metapher, Kontext, Diskurs, System.« In: *Kodikas/Code. Ars Semeiotika. An International Journal of Semiotics*. Vol. 12, Nr. 1/2 (1989), S. 21–40 (www.uni-paderborn.de/~winkler/metapher.html).

Zusammenprall; ja mehr noch: Erst die Entdeckung einer Unvereinbarkeit auf der Ebene semantischer Komponenten löst überhaupt den Reflex aus, daß es sich, da ein wörtliches Verständnis nicht möglich ist, offensichtlich um eine Metapher handelt.

Auf der Ebene der Bedeutungskomponenten also wird tatsächlich etwas ›übertragen‹. Allein die syntagmatische Reihung sorgt dafür, daß die gereihten Elemente auf ihre Komponenten hin geprüft und abgeglichen werden; die Komponenten werden hin- und herprojiziert, und ihre Konstellationen fungieren, wie Black sagt, wechselseitig als ›Filter‹, bis der Prozeß des Verstehens zu einem pragmatischen Abschluß kommt. Verstehen also ist keineswegs ein Vorgang, der sich jeder Modellierung entzieht, auch wenn es bislang nicht gelungen ist, semantische Mechanismen in Computermodellen plausibel abzubilden.

Und dieselbe Komponenteninteraktion und -übertragung gilt selbstverständlich auch im normalen ›wörtlichen‹ Sprachgebrauch, nur im Fall der Metapher allerdings wird sie unabweisbar deutlich. Dies ist der Grund, warum vor allem die Metapher an die Wurzeln der Semantik führt.

VII.

Der Begriff des Codes ist nun zu spezifizieren. Grundhypothese wäre, daß der Komponentenabgleich in jedem Einzelfall in den Code zurückschreibt, daß jede einzelne Zeichenverwendung also Macht – eine sehr begrenzte Macht – über den Code hat. In den Code allerdings wird nur eingehen, was nicht in einem einzelnen, sondern in sehr vielen Kontexten als eine Komponentenkonstellation sich vorfindet. Von Kontext zu Kontext also läuft ein *Typisierungsprozeß*, der den Code von den einzelnen Äußerungsereignissen (Type von Token) signifikant unterscheidet.

Derrida also hat Recht und Unrecht zugleich: Immer färbt der Kontext die syntagmatisch gereihten Elemente ein, und niemals wird der Kontext vollständig gleich sein oder ausgeschöpft werden können; da das Zurückschreiben in den Code aber quasi-statistisch kumulativ verläuft, bleibt es sinnvoll, über die Wiederholung hinaus auf den Code als ein Moment der Beharrung zu verweisen. Und dies gerade dann, wenn man das Interesse Derridas teilt, die »Autorität des Codes als eines [statisch-] geschlossenen Systems von Regeln« zu demontieren.

›Übertragen‹ ist die Bedeutung der Metapher also aus drei Gründen: zum einen, weil jede Bedeutung ›übertragen‹ ist, aus vorangegangenen Wiederholungsereignissen, aus dem Code und aus der Vergangenheit, die sich im dynamischen Speicher des Codes akkumuliert. Zum zweiten, weil im Code selbst sich Nähe- und Entfernungsrelationen ausbilden, jene semantischen ›Sphären‹ eben, deren Grenzen die Metapher überspringt. Zum dritten auf der Ebene der Komponenten, insofern syntagmatisch gereichte Elemente in Interaktion treten und ihre Komponenten hin- und herprojizieren. In jedem Fall wäre sie Grenzfall der ›normalen‹, unauffälligen Kontextapplikation.

